

Das Interniertenlager in Knodhaloe.

Von der privaten zur kommunistischen Wirtschaft. Ein Parteigenosse, der 13 Jahre in London lebte und trotz eines körperlichen Gebrechens vier Monate in einem Lager auf der Insel Man interniert, dann aber freigelassen wurde, gibt uns von seiner Verfassung und den Zuständen im Interniertenlager von Knodhaloe folgende Schilderung:

Bis zu meiner Internierung wurde ich in keiner Weise von irgend jemand beschäftigt. Von Beruf Schuhmacher, arbeitete ich in meiner Wohnung und hatte das Glück, einen anständigen Arbeitgeber zu haben, der mich auch nach Kriegsausbruch weiter beschäftigte. So glaubte ich über den Krieg hinwegzukommen, ohne eingekerkert zu werden. Am 16. Mai, abends 11 1/2 Uhr, kamen jedoch zwei Geheimpolizisten in den kommunistischen Arbeiterbildungsverein, wo ich mich des Abends aufhielt, und teilten mir mit, daß ich interniert werden solle. Am anderen Morgen mußte ich nach dem Polizeibureau kommen, wo ich sofort in eine Zelle gesteckt wurde, in der sich schon drei Leidensgenossen befanden. Die ganze Ausstattung der Zelle bestand in einer Bratpfanne und einem aufrechten Klotz. Nachdem ich drei Stunden in dieser Zelle zugebracht hatte, ohne vernommen worden zu sein, klingelte ich und verlangte den Polizeikommissar zu sprechen. Als mich dieser nach meinem Begehren fragte, sagte ich ihm, daß ich in Arbeit stehe und daß man mir doch wenigstens gestatten solle, meine angefangene Arbeit fertig zu machen. Auf seine Frage, was das für Arbeit wäre und für wen sie bestimmt sei, sagte ich ihm, daß ich ein Paar Schuhe für die Lady Brodick in Arbeit habe. Darauf wurde ich sofort mit dem Bemerkten entlassen, die Arbeit fertig zu machen und dann wiederzukommen.

Ich schrieb nun sofort an den Polizeichef von London und gab diese meine Darstellung meiner Verfassung, auch übermittelte ich ihm die Namen zweier Engländer (darunter meines Arbeitgebers), die sich bereit erklärt hatten, Würge für mich zu sein.

Dann hatte ich vier Wochen lang die goldene Freiheit wieder. Aber am 16. Juni, genau einen Monat nach meiner ersten Verhaftung, kam ein Polizeibeamter in meine Wohnung und bestellte mich auf 10 Uhr früh ins Polizeibureau. Ich war mir darüber klar, daß es diesmal mit der Internierung ernst werden würde und ging zu meinem Arbeitgeber, der mir sogar die angefangene Arbeit ausbezahlt und mir einen netten Brief mitgab, der mir nur leider nichts nützte. Er bot mir auch an, Arbeit nach dem Lager zu schicken; da dort jedoch Werkzeug zu halten verboten war, wurde daraus nichts.

Als ich nach der Polizeiwache kam, waren dort schon 25 Mann versammelt, die auf den Abtransport warteten. Wir wurden dann alle 26 Mann auf einen Möbelwagen verladen und landeten nach 1 1/2 stündiger Fahrt in Stratford, einem Vorort Londons. Unter dem Gejohle von Kindern und betrunkenen Weibern, die uns mit den gemeinsten Schimpfwörtern überhäufte, wurden wir dort vor dem Tore einer Fabrik abgeladen und der Militärbehörde übergeben. Hier wurden wir nicht gerade sanft behandelt. Ein hiesiger Sergeant trat mich besonders gemein; er teilte Rippenstöße aus und schlug einem jungen Deutschen ohne jede Veranlassung ins Gesicht. (Als ich dies später dem deutschen Kommissar in Goch an der holländischen Grenze zu Protokoll gab, meinte er: „Der dicke Sergeant von Stratford ist uns schon bekannt.) Alle „unnötigen“ Gegenstände wie Taschenmesser, Rasierapparate, Spazierstöcke usw. wurden uns abgenommen und nie wieder zurückgegeben. Nur auf Stroh gebettet und bei ungenügender Belüftung wurden wir zwei Tage in dieser Fabrik festgehalten. Am dritten Tage, morgens 9 Uhr, wurden wir zur Bahn gebracht. Als wir auf die Straße traten, war schon eine große Schar Weiber und Kinder versammelt, die uns mit den unflätigsten Schimpfwörtern empfingen. Ein betrunkenes Weib hielt uns ein kleines Kind entgegen und rief: „Da tötet dies doch auch, Ihr blutigen Kindermörder.“

Der Weg zum Bahnhof war glücklicherweise nicht weit, und die Verladung ging schnell vor sich. In jedes Wagonabteil kamen 6 Mann und ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonett. Nachmittags 5 Uhr kamen wir in Fleetwood an und wurden auf ein Schiff gebracht, das um 10 1/4 Uhr in See stach. Bei uns allen meldete sich jetzt der Hunger, hatten wir doch den ganzen Tag nichts weiter bekommen als zwei Scheiben Brot mit etwas fettem Fleisch. Wir mußten jedoch bis zum andern Morgen warten, wo wir bei Peel auf der Insel Man an Land gingen und Tee und Brot erhielten. Dann wurden wir von einer Militäreskorte in Empfang genommen und zogen um 8 Uhr in das Lager von Knodhaloe ein.

Der erste Tag im Lager verging mit Entgegennahme von Instruktionen, ärztlicher Untersuchung und Strohsackstopfen. Von den insgesamt 35 000 Internierten sind jetzt auf der Insel Man 21 000 Mann interniert, die sich auf fünf Lager verteilen. Davon sind in vier Lagern je 5000 Mann untergebracht und in dem fünften Lager, das noch im Bau ist, 1000 Mann. Jedes Lager ist wiederum in fünf Abteilungen zu je 1000 Mann eingeteilt, und die dort befindlichen Baracken sind durchschnittlich mit 90 Mann belegt. Unter den Internierten befinden sich neben Deutschen, Oesterreichern und Ungarn auch einige Türken und Aeger. Von irgendeinem System bei der Internierung ist gar keine Rede. Während Leute, die gedient haben, noch heute ungehindert ihrem Beruf nachgeben, sieht man im Lager verschiedene Krüppel. Einer von diesen hat nur ein Bein, einem anderen fehlen beide Beine; er kann sich nur durch eine sinnreiche Vorrichtung fortbewegen. Auch ein Taubstummer ist vertreten. Es sind dies zumest Schneider und Schuhmacher, denen die Abreise verweigert wird, weil sie ja für Militärarbeiten in Frage kämen. Neben den Männern im wehrfähigen Alter sind auch viele alte Leute interniert. Von diesen ist eine ganze Anzahl über 80 Jahre, mehrere über 70, und einer sogar 81 Jahre alt. Wohl ist es den alten Leuten gestattet, nach ihrer Heimat zu reisen, aber die ist ihnen doch längst entfremdet, deswegen verzichten sie darauf. Jahrzehntlang haben sie in England gelebt, Kinder und Kindeskinde sind Engländer; darum ist England ihnen zur Heimat geworden, und diese zweite Heimat wollen sie an der Schwelle des Grabes nicht verlassen.

Die sanitären Einrichtungen waren in der ersten Zeit noch primitiv. Zur Verrichtung der Notdurft dienten 20 offene Eimer, die hinter einer Bretterwand aufgestellt waren; erst sechs Wochen nach unserer Ankunft wurden Klosetts gebaut. Bis zu dieser Zeit war auch keine Badegelegenheit vorhanden; damit nun aber die Reinlichkeit nicht gleich überhand nehmen sollte, wurde nur ein Brausebad für die 1000 Mann mit drei Brausen eingerichtet. Der Fußboden in diesem Bad besteht aus Zement und ist ohne jeden Belag. Waschbecken gab es nicht, zum Waschen wurden den 90 Mann unserer Parake 10 Eimer überwiesen, später durften wir die 10 vorhandenen Feuerreimer mit zu Hilfe nehmen. Nur ein Drittel von uns bekam gleich Handtücher geliefert, die anderen mußten wochenlang warten; ich selbst bekam erst in der dreizehnten Woche eins. Das Trinkwasser, das schon in der ersten Zeit immer einen trüben Saft absonderte, wurde später ganz ungenießbar. Endlich wurde Abhilfe zugefagt; wir mußten jedoch dafür vier Wochen lang das Wasser aus einem anderen Teile des Lagers herbeischleppen.

Die Belästigung wurde bis zum 12. August von einem Privatunternehmer geliebert. Sie war aber auch danach. Morgens 8 Uhr erhielten wir einen halben Liter Tee, der aus Staubtee zubereitet war, immer ganz blau aussehend und gar nicht nach Tee schmeckte. Dazu gab es einen halben Liter Porrich (Haferschleim), der fast immer aufgedreht enthielt, 10 Unzen Brot (1 Unze gleich 28 Gramm), und eine Unze Margarine. Mittags 1 Uhr gab es Kartoffelsuppe, in der in der Regel ein paar Kohlblätter schwammen. Nur zweimal in der Woche gab es Fleisch, das manch-

mal durch Fisch ersetzt wurde. Die Fleischration sollte 4 Unzen betragen, war aber oft knapp die Hälfte. Um 5 1/2 Uhr gab es wieder einen halben Liter Tee, 10 Unzen Brot und 2 Unzen Marmelade; einmal in der Woche gab es Käse anstatt der Marmelade. Eine Lagerantenne war wohl vorhanden, nur waren leider die auf der Preisliste verzeichneten Waren meistens nicht zu haben, so daß selbst die Bemittelten dort selten etwas kaufen konnten. Dafür wurde es aber jedem gestattet, ein 2-Pfund-Paket pro Woche von auswärts zu beziehen. Die zum Mittagessen verarbeiteten Kartoffeln waren zumeist faul, so daß die 18 Mann aus dem Lager, die jeden Tag zum Kartoffelschälen kommandiert wurden, gewöhnlich zwei Tage kein Mittag aßen.

Unter diesen Umständen war es erklärlich, daß die Beschwerden nicht abriffen; sie waren jedoch fruchtlos. Als eines Tages eine Kommission vorstellig wurde und dabei böse Worte fielen, wurden die Mitglieder dieser Kommission sofort auf mehrere Lager verteilt. Unter diesen befand sich auch der ebenfalls internierte sächsische Landtagsabgeordnete Wagner. Endlich hatten die Beschwerden aber doch Erfolg. Die Regierung löste den Kontrakt mit dem Privatunternehmer und übertrug uns die Herstellung der Speisen in eigene Regie. Die Regierung lieferte die Rohmaterialien und wir führten eine kommunistische Wirtschaft ein. Mit einem Schläge änderten sich nun die Verhältnisse. Wir wählten eine Küchenkommission, und wohlhabende Internierte steuerten in großzügiger Weise Gelder zu unserem Küchenfonds bei. Wir erhielten dann die Genehmigung, verschiedene Artikel, wie Reis, Erbsen, Bohnen, Linsen, Zwiebeln und Gemüse einzukaufen, was sehr zur Verbesserung unserer Nahrung beitrug. Ferner erhielten wir die Genehmigung, Deringe, Sped, Eier und Hefe einzukaufen. Diese Artikel wurden im Lager verkauft und der dabei gemachte Profit floß der Küchenkasse zu. Anstatt der früheren 20 Unzen Brot pro Tag bekamen wir jetzt nur 18 Unzen, dafür lieferte die Regierung aber für die 1000 Mann im Lager einen Sack Weizenmehl pro Woche. Das Mehl wurde von uns zu Boddings, Kuchen und Suppe verarbeitet. Der Kuchen wurde jedoch verkauft um dder Erlös dem Küchenfonds überwiesen. Durch diese kommunistische Wirtschaft wurde nun unsere Lage im ganzen viel erträglicher gestaltet.

Für Leibeshilfen waren Turngeräte (Red und Warren) im Lager aufgestellt. Auch ein Fußball wurde geliefert. Wöchentlich zweimal wurden wir nach einem großen Spielplatz außerhalb des Lagers geführt, wo dann auch zuweilen ein Fußballmatch mit der Mannschaft eines anderen Lagers ausgetragen werden konnte. Auch Freiübungen fanden statt, ja sogar richtige Turnfeste wurden veranstaltet, wobei die einzelnen Leistungen immer die Bewunderung der englischen Offiziere erregten. Zu diesen Veranstaltungen spielte dann immer eine Musikkapelle von 18 Mann, die aus der ebenfalls internierten Mannschaft verschiedener Dampfer der Boemann-Linie zusammengesetzt war.

In der zweiten Woche des Oktober erhielten ich und viele andere die Mitteilung, daß wir als „dienstuntauglich“ befunden wären und nach Deutschland zurückkehren könnten. Mit Freunden wurde die Vorhaft ausgenommen, und beneidet von den Zurückbleibenden nahmen wir, 64 Mann stark, vom Lager in Knodhaloe Abschied. Zu uns gesellten sich dann noch 8 Mann aus Douglas. Unter diesen waren zwei Mann, die bei dem Kravall im vorigen Lager durch die planlose Schieberei der englischen Soldaten, jeder einen Arm eingebüßt hatten. Ueber Liverpool ging es nach Stratford, und nachdem dort alle Formalitäten erledigt waren, konnten wir die Heimreise nach Deutschland antreten.

Mistkäfer als Gesundheitspolizei.

Von J. D. Fabre.

Paris hat das fürchterliche Problem der Fortschaffung seiner Unreinigkeiten noch nicht gelöst, das früher oder später zu einer Frage des Lebens oder des Todes für die ungeheure Stadt werden muß. Man fragt sich, ob die „Mistkäfer“ nicht dazu bestimmt sei, eines Tages in den Klammern eines Aders und über mit Faulnisstoffen erfüllten Bodens zu erlöschen. Was die Anhäufung einiger Millionen Menschen mit allen ihren Schätzen an Reichtum und Talent nicht zu erreichen vermag, das besitzt der kleinste Weiler auf dem Lande, ohne sich in Unkosten zu stürzen, ja ohne sich überhaupt darum zu kümmern.

Die Natur, die so eifrig für die öffentliche Gesundheitspflege auf dem Lande sorgt, scheidet dem Wohlergehen der Städte gleichgültig, wenn nicht gar feindselig gegenüber. Sie hat für das offene Land zwei Klassen von Juridieren schädlicher Stoffe geschaffen, denen nichts lästig ist, die nichts anleitet. Die einen: Fliegen, Aaskäfer, Grab-, Mist-, Spedkäfer und Totengräber sind bestrebt für die Zergliederung der Kadaver. Sie zermahlen und zerstückeln die Abfälle des Todes und wandeln sie in ihrem Magen um, damit sie in den Kreislauf des Lebens wieder eintreten können. Da liegt ein erschlagener Maulwurf auf dem Wege, im Grase eine harmlose Ringelgatter, zertreten von dem Fuße eines Vorübergehenden, der in seiner Unwissenheit damit ein gutes Werk zu tun glaubt; am Fuße eines Baumes ruht ein zerstückeltes, federloses Vögelchen, das aus dem Nest gefallen ist. Tausend und abertausend tierische Reste sind hier und dort zerstreut und bilden eine Gefahr, wenn sie nicht beseitigt werden. Doch wir dürfen ohne Sorge sein, denn alsbald eilen die Totengräber herbei. Sie bearbeiten den Kadaver, weiden ihn aus, zehren ihn bis auf die Knochen auf oder verwandeln ihn wenigstens in eine trockene Mumie. In weniger als 24 Stunden sind Maulwurf, Ringelgatter und Vögelchen verschwunden: der Hygiene ist Genüge geschehen.

Mit demselben Eifer geht die zweite Klasse der Juridieren an ihr Geschäft. Auf dem Lande kennt man jene Anfallen mit dem scharfen Ammoniakgeruch nicht, die in den Städten für die natürlichen Bedürfnisse der Vorübergehenden zur Verfügung stehen. Dort muß häufig eine kleine Mauer, eine Hecke oder ein Busch für diesen Zweck genügen, allein nach kurzer Zeit sind alle überlickenden Stoffe beseitigt und die Stellen wieder gereinigt: die Mistkäfer sind an der Arbeit gewesen. Sie machen sich uns nicht nur nützlich, indem sie die umherliegenden Exkremente unserer Augen und Nasen entrücken, sondern erfüllen damit eine noch viel höhere Aufgabe. Die Wissenschaft hat uns als die Verbreiter und Uebertrager der gefährlichsten Krankheiten die Batterien oder Spaltpilze kennen gelehrt, die in Epidemiezeiten sich zu Myriaden in den Entleerungen der Kranken entwickeln, die Luft und das Wasser vergiften und dadurch die Seuche verbreiten. Die Weisheit der Alten hatte bereits lange vor Entdeckung der Batterien ergründet, daß es geboten sei, den Kot nicht auf der Bodenoberfläche liegen zu lassen. Deswegen gab es bei den orientalischen Völkern, die viel mehr als wir Epidemien ausgeht sind, darauf besorgliche gesetzliche Vorschriften. Moses, der in diesem Falle wahrscheinlich das Echo ägyptischer Wissenschaft war, befahl den Angehörigen seines Volkes auf dem Zuge durch die Sandwüsten Arabiens, ihre natürlichen Bedürfnisse nur drauße vor dem Lager zu verrichten, mit einer Schaufel jedesmal ein Loch auszuheben und dieses nachher wieder zuzuschütten (5. Buch Moses, Kap. XXIII, v. 12-13). Wenn die heutigen Mohammedaner aus ihren großen Pilgerfahrten nach der Kaaba diese Vorschrift und einige andere, gleichartige beobachteten, so würde Mella bald aufhören, ein beständiger Herd der Cholera zu sein.

Unbekümmert um alle Hygiene, wie der Kraber, der einer seiner Vorfahren ist, verflücht sich unser provenzalischer Landmann keiner Gefahr. Glücklicherweise beobachtet der Mistkäfer getreulich die mosaische Vorschrift: er höhlt für das, was der Mensch zurückgelassen hat, ein Loch im Boden aus und vergräbt den möglicherweise mit Ansteckungskeimen behafteten Unrat, der dadurch unschädlich gemacht

wird. Ihm dienen jene ekelhaften Stoffe, die für uns am meisten zu fürchten sind, als Nahrung, und die von diesen misgünstigen Grabarbeitern geleisteten Dienste sind von hoher Bedeutung für die Gesundheitspflege auf dem Lande.

(Aus J. D. Fabres, des am 12. Oktober gestorbenen berühmten Insektenforschers „Widern der Insektenwelt“, die deutsch von der Frankfurter Verlagsbuchhandlung herausgegeben wurden.)

Kleines Feuilleton.

Kragujevaz.

„O Belgrad, nützlich ist dein Lob, solange Kragujevaz dein Haupt ist.“ sagt ein serbisches Sprichwort und kennzeichnet damit die alte Residenz des ersten Serbenfürsten Milosch Obrenowitsch als die bedeutendste Stadt des Landes. Kragujevaz, das den Kulturvölkern Europas erst durch Leopold Ranles Schilderung der serbischen Revolution vertraut wurde, ist eigentlich erst eine Stadt des leztverflorbenen Jahrhunderts, trotzdem prähistorische Funde auf dem Konak-Platz schon von einer vorgeschichtlichen Niederlassung an dieser Stätte Kunde geben. Eine erste vorübergehende Bedeutung erlangte es während der österreichischen Okkupation Serbiens 1718-1739. Dann ward es durch die verhängnisvolle Tagung der eben geschaffenen Skupschtsina berühmt, als der „Patriot“ und Vandenführer Karageorg, der Vorfahr des jetzigen Königskauses, 1813 die erneute Unterwerfung unter die Herrschaft des Sultan Rahmed II. empfahl, des Reformers, der später Motile nach der Türkei lief. Die idyllisch gelegene, von ungeheuren Wäldern umränzte Stadt war der Lieblingsstätt jenes Fürsten Milosch, dessen interessanter „Konak“, der allerdings nur ein sehr primitiver Palast war, von König Milan in ein Offizierskasino umgewandelt wurde. Noch heute zieren Reste der orientalischen Pracht, an der der Emporkömmling Milosch seine Freude hatte, die Gemäuer. Hier im weltabgelegenen Kragujevaz schaltete Milosch als unumschränkter Herr über Gut, Leben, Weib und Ehre seiner „befreiten“ Landsleute, und mancher Chemann ward ohne irgend eine langweilige gerichtliche Prozedur an dem berühmten Birnbaum vor dem Konak aufgenipft. Im übrigen ist die Stadt stets sehr radikal gewesen, hat politisch stets für die Linke gestimmt.

Ueber allen historischen Erinnerungen bleibt heute das wichtigste, daß Kragujevaz Serbiens größter Waffenplatz ist, der ein etwa 20 Ar bedeckendes Arsenal mit Laboratorien für Geschütz- und Infanteriemunition, pyrotechnischem Institut und sonstigen modernen Anlagen besitzt. Nacheinander haben sich Russen, Belgier, Franzosen und Italiener abgemüht, die Leistungsfähigkeit des serbischen Landesarsenals auf die Höhe zu bringen. Jetzt im Herbst vor 60 Jahren glückte nach vielen Versuchen endlich der Guß der ersten glatten Kanone, die zwar auch für die damalige Zeit kein Meisterwerk war, aber doch einen gewaltigen Fortschritt gegen die pietätvoll bewahrten, mit Eisenbändern umschlossenen Birnholzrohre darstellte, mit denen sich der Vandenführer und Vorfahr des jetzigen Königs Peter, Karageorg (1762-1816) begnügen mußte. Im 20. Jahrhundert, seit das Rüstungsgewerbe auf dem Balkan achronisch wurde, haben die Arsenalfabriken ungeheure Mengen an Kriegsmaterial jeder Art hergestellt. Mit dem Fall von Kragujevaz ist Serbien der Möglichkeit beraubt, Geschütze und Munition in ausreichendem Maße weiter im eigenen Lande herzustellen.

Ein französischer Kriegsmarkt.

Der nach dem Westen entsandte Berichterstatter des „Journal“, Georges Prade, entwirft die folgende lebendige Schilderung eines französischen Soldatenmarktes im Kriegsgebiet, wobei die Preis-treibereien der französischen Händler und die Ohnmacht der Geseze in scharfer Weise beleuchtet werden: „Der große Markttag in A. wimmelt von Menschen. Soldaten aller Waffengattungen, Militärlöcher, Offiziere, die für einige Stunden aus den Schützengraben hierher gekommen sind, um sich selbst Einiges einzukaufen. Ueberall hört man laute Unterhandlungen und vergebliches Feilschen. Ich begegne einem Pariser Bekannten, der — als Regimentsschloß eingezogen — einen großen Korb an Arm, im Begriffe ist, Eier zu erhandeln. „Wieviel kosten Eure Eier, Mutter?“ „Zwei für 50 das Duzend.“ „Was! Eure Hennen haben wohl das Kriegskreuz erhalten?“ „Der hier geschickt vorgeführte Preis ist zwei Frank.“ „Allerdings, aber das hier sind besonders frische Eier.“ „Wein Bekannter erblickt mich und wir drücken uns die Hand. „Wie geht's?“ „Schlecht, man kann nichts kaufen bei diesen Schwindelpreisen.“ „Wie so?“ Die Preise sind doch vom Kommando vorgegeschrieben.“ „Ja, aber nur auf dem Papier. Das hier ist das Traumbild der Schwindler. Hier heißt es wahrhaftig: Geld oder Leben. Die Einen opfern sich einige Stunden von hier im Kampfe. Die anderen opfern uns und unseren Geldbeutel. Hier, sehen Sie, sind die geschickten Preise angehängt.“ „Ich las.“ „Sie sehen,“ sagte mein Führer, „dieser vorgeführte Höchstpreis zwar teuer, aber erwidriglich sind. Aber was die Leute hier Handel nennen, ist reiner Betrug an den Soldaten, die für sie kämpfen und sterben. Kein Mensch hält sich an die Vorschriften; es ist geradezu Diebstahl. Sie haben meinen Handel mit den Eiern angehört. Nun werde ich Ihnen zeigen, wie der Schwindel gemacht wird.“

Wir gingen zu den Verkaufsständen. „Wie viel kosten die Artischoden?“ „1 Fr. 20.“ „Aber der Höchstpreis ist doch 1/2 Fr.“ „Ja, wir haben nur ganz große Artischoden. Die kosten 1 Fr. 20.“ „Was kosten die Kartoffeln?“ „20 Centimes.“ „Aber der geschickte Preis ist doch nur 18!“ „Allerdings, doch dies sind besonders feine holländische Kartoffeln.“ „Holländische? Dann mußten sie wohl zu Fuß um das von den Deutschen besetzte Belgien herum-marschieren?“ Und so war es bei allen Verkaufsständen. Der offizielle Tarif wird glatt umgangen. Die Geseze sind nicht mehr als tote Buchstaben. „Jetzt,“ sagte mein Begleiter, „sollten Sie erst die Waren sehen, für die keine Höchstpreise bestimmt wurden. Da herrscht erst recht die Krämerphantasie. Wir laufen z. B. zwei Töpfe Gurken. Wenn eine alte Frau uns bebieht, kosten die Gurken 2 Fr. 25. Ein hübsches junges Mädchen aber setzt ein verführerisches Lächeln auf und verlangt 2 Fr. 75. Das Lächeln der Jugend kostet hier 50 Centimes Aufschlag.“ „Und werden diese unerhörten Preise bezahlt?“ „Immer. Was wollen Sie, der arme Soldat, der wochenlang nur seinen Unteroffizier betrachten konnte, gibt sein Geld willig für die geringste Kleinigkeit her. Und das nügen die Verkäufer aus. Nach dem Kriege werden sie sich als reiche Leute zurückziehen.“ „Was ich hier berichte, ist — so unerhört es klingen mag — nicht erfunden, sondern gegeben und vollkommen wahr. Auf dem Felde wagen die Soldaten ihr Leben, und hinter den Schützengraben müssen sie ihre Bürde dem Schwindel und dem Diebstahl preisgeben. Auch das ist ein grimmiger Krieg. Und je weiter man vordringt, desto skrupel-loser werden die Preise in die Höhe geschraubt. Das nennt man — Kriegshandel.“

Notizen.

— Wie hoch springt der Floh. Seit der Floh als der wichtigste Ueberträger der Bubonpest und einiger anderer Seuchen erkannt worden ist, hat die Lösung dieser Frage nicht mehr allein theoretisches Interesse. Die Sprungleistungen der verschiedenen Flohe sind daher sorglich auf Veranlassung des Ministeriums für Landwirtschaft der Vereinigten Staaten von Männern der Wissenschaft genauer nachgeprüft, mit dem Ergebnis, daß der indische Mattensfloh nur 3 1/2 Zoll hoch springen kann, während die Pestkommission seine Leistung als 5 Zoll angegeben hatte. Der beste Springer ist der Menschenfloh, welcher 13 Zoll weit und 8 Zoll hoch springen kann.

